

Fortsetzung von Seite 15

stand“, und eine der Vorgaben für die Synoden ist es, die Möglichkeit prüfen, in entlegenen Gegenden ältere und angesehene Familienväter als Viri Probatii zur Priesterweihe zuzulassen, um eine sakramentale Versorgung zu gewährleisten. In diesem „historischen Moment“ würden sich neue Räume für kirchliche Ämter öffnen, heißt es in einem Papier zur Synode – auch für Frauen.

Zulehner: Es geht nicht um Abschaffung des Zölibats

Pater Franz Helm, bis Ende März 2018 Generalsekretär der Superiorenkonferenz der männlichen Ordensgemeinschaften Österreichs, verweist in der Debatte auf die griechisch-katholische Kirche, die auch verheiratete Priester hat: „Warum sollte es nicht auch eine amazonisch-katholische Kirche geben, die dies zulässt?“ Der Steyler Missionar erzählt, dass bei indigenen Völkern Unverheiratete einen schlechteren sozialen Status haben. „In Chiapas in Mexiko gab es deshalb in den 1990ern ein Experiment mit Diakonen, die ihr Amt so ausgeübt haben, dass die Ehefrau beim Ritus explizit involviert war, sie sind also ganz bewusst als Ehepaar aufgetreten.“

Um eine generelle Abschaffung des Zölibats geht es laut Zulehner gar nicht, „sondern darum, eine neue Form von priesterlichem Amt einzuführen“. Dieses sollte eben nicht die bisher üblichen Eigenschaften von Priestern haben – „missionarisch, gemeindegründend, akademisch gebildet sowie ehelos und damit flexibel“ –, sondern die Gemeinden sollten erfahrenere, ortsgebundene, verheiratete Priester – Männer und auch Frauen – mit einem anderen Hauptberuf ernennen. Er zitiert dazu den ersten lateinischen Kirchenautor Tertulian (um 209): „Wenn euch die kirchliche Autorität niemanden zur Verfügung gestellt hat, ist es vollkommen klar, dass ihr für Taufe und Eucharistiefest jemanden aus eurer Mitte nehmt.“ Die Nottaufe haben wir heute noch, und es gibt Gemeinden, die über eine Noteucharistie nachdenken. Eine gläubige Gemeinde hat ein Recht auf die Feier der Eucharistie. Die Päpste haben immer wieder betont, dass die Kirche aus der Feier der Eucharistie geboren wird. Man kann sie nicht so hoch preisen und dann der Lebensform der Priester opfern. Das ist ein Skandal erster Güte.“

Im Kirchenrecht müsste sich für Viri Probatii übrigens gar nichts ändern, meint Zulehner. Schließlich gibt es schon jetzt eine Ausnahmeregelung etwa für verheiratete evangelische Pastoren, die katholische Priester werden. „Auch dogmatisch gäbe es da kein Problem“, ist er überzeugt. „Ebenso bei der Frauenordination. Da gibt es nur Kulturgründe, aber keine Gottesgründe, wenn man es so benennen will.“

Die Synode fällt übrigens in den für Oktober vom Papst ausgerufenen „Außerordentlichen Gebetsmonat für die Weltmission“, in dessen Rahmen am Montag ein weltweites Rosenkranzgebet von katholischen Gläubigen in mehr als 70 Ländern organisiert wird. Es wird um 15 Uhr aus der römischen Basilika Santa Maria Maggiore von Radio Maria via Audio- und Videostreams in alle Welt übertragen. Vielleicht werden die Gebete ja im Vatikan erhört. Zulehner ist jedenfalls überzeugt: „Papst Franziskus ist es wirklich ernst, der will etwas bewegen.“



Die Not der Gemeinden

Der internationale Vorsitzende der Steyler Missionare über die Amazonas-Synode und was Europas Kirche von anderen lernen kann.

Von Mathias Ziegler

„Wiener Zeitung“: Welche Rolle spielt die Kirche in Lateinamerika im Vergleich zu Europa?

Pater Paulus Budi Kleden: So wie in anderen Teilen der Welt spielt sie dort noch eine ganz große Rolle. Die Leute identifizieren sich mit ihr, wobei in einigen Regionen Lateinamerikas die evangelikalen Freikirchen noch stärker sind. Ich habe jüngst bei einem Kongress in Brasilien erlebt, wie wichtig die Kirche ist. Deshalb bin ich froh, dass die Synode stattfindet, auch mit Teilnahme von Steyler Missionaren. Sie behandelt drei Fragen, die nicht nur in Amazonien brennend sind, sondern auch in anderen Teilen der Welt: die Rechte ethnischer Minderheiten, Ökologie und die kirchlichen Dienste.

Was sollte am Ende herauskommen?

Es ist schon ein großer Schritt in die richtige Richtung, dass diese Fragen überhaupt diskutiert werden. Dass der Vatikan die Probleme sieht und auch stark reagiert hat. Die Lösungen werden Zeit brauchen.

Wie sehen Sie die Debatte um Viri Probatii und Diakoninnen?

Es ist wichtig, dass die Not der Gemeinden wahrgenommen wird. Sie

müssen die Möglichkeit bekommen, Auswege zu suchen. Ich habe da keine klaren Antworten, aber ich hoffe, dass die Experten mit Erfahrung aus dem Feld die Synode weiterbringen werden. Die Probleme Amazoniens habe ich auch zum Beispiel in West-Papua gesehen: Die Einheimischen leiden unter Landraub. Plantagen und Waldbrände zerstören den Urwald. Und wir haben dort eine Pfarre mit rund 40 Außenstationen, die teils nur mit dem Flugzeug zu erreichen sind. Da schafft es der Pfarrer oft nur einmal im Jahr hin. Dazwischen sind die Laien auf sich allein gestellt. Die Idee der Viri Probatii ist ja nicht neu, die wurde etwa schon bei der Synode der Kirche in Asien im Jahr 1998 diskutiert.

Jeder vierte Steyler Missionar kommt aus Indonesien. Ist es angesichts des eklatanten Priestermangels dort nicht kontraproduktiv, Priester nach Europa zu holen, weil sie in der Heimat fehlen?

Wir Steyler sind eine internationale Gemeinschaft mit 6000 Mitgliedern aus 74 Ländern – uns liegt Internationalität im Blut. Wir leben das auch: Wenn ich irgendwo vier Steyler treffe, dann kommen die aus vier verschiedenen Kontinenten. Es ist aber nicht immer einfach, in fremden Kulturen zu leben. Wir müssen jedenfalls schauen,

Zur Person



Pater Paulus Budi Kleden geboren 1965 in Indonesien, ist seit 30. September 2018 Generalsuperior der Steyler Missionare, die mit rund 6000 Ordensmännern in 82 Ländern der sechstgrößte Männerorden der Welt sind. Foto: Slouk

dass ausländische Priester nicht bloß Lücken füllen, sondern dass ihre Präsenz einen Mehrwert hat. Sonst wird die Möglichkeit eines Weiterdenkens blockiert, welche neue Formen wir als Kirche leben können. Ganz wichtig ist auch die Zusammenarbeit mit den Laien. Wenn deren Rolle durch die Präsenz von mehr Priestern reduziert wird, ist das grundfalsch.

Papst Franziskus hat für den Oktober 2019 einen „Außerordentlichen Monat der Weltmission“ ausgerufen. Was bedeutet Mission heute?

Mission heißt, mit den eigenen Anliegen in der Öffentlichkeit präsent zu sein. Mission war und ist immer Begegnung, und zwar echte Begegnung mit gegenseitigem Zuhören. Es soll nicht nur einer verkünden und der andere annehmen. Natürlich gehört zur Mission auch die Hilfe – aber die kann erst nach dem Zuhören kommen, nicht umgekehrt. Man muss sich der eigenen Vorurteile bewusst werden, damit man den Gesprächspartner richtig verstehen kann. Da liegt das größte Problem, weil die Versuchung immer da ist, Menschen vom eigenen Standpunkt aus zu betrachten. Diese Erfahrung musste auch ich als Indonesier in Österreich machen, wo ich studiert habe und später in Pfarren tätig war. Es gilt auch zu lernen, mit anderen zusammenzuarbeiten: mit anderen Ordensgemeinschaften und mit den Laien. Man schafft nicht alles alleine.

Wann ist Mission erfolgreich?

Wenn sie die Würde, die Rechte und die Kultur der Menschen respektiert. Gott ist Mensch geworden, damit wir Menschen einander respektieren.

Was kann Europas Kirche von anderen in der Welt lernen?

Wir müssen lernen, die Menschen vor die Strukturen zu stellen. Die Strukturen sind wichtig, aber sie sollen der Mission dienen und nicht umgekehrt. Und die Mission ist, dass wir die Menschen respektieren. Wir dürfen nicht den Geist Gottes verlieren, sonst verlieren wir alles. Jesus hat damals eine Bewegung gegründet. Wir müssen uns diese Beweglichkeit erhalten. Alle Länder sind Missionsländer, auch in Europa, auch wenn es hier schwieriger ist als in anderen Teilen der Welt, weil der Kontinent so säkularisiert ist. Aber ich glaube nicht, dass die Europäer den Sinn für etwas Neues verloren haben. Wenn man Jugendlichen zuhört, kommen Wörter wie Gott oder Kirche nicht vor. Aber ich glaube trotzdem, dass Mission auch bei ihnen Ansatzpunkte findet.

Das Gespräch fand im Rahmen eines Wien-Besuchs von Pater Paulus Budi Kleden zusammen mit anderen Medienvertretern aus Österreich statt.

Starke Wirtschaft – schwacher Glaube

In Osteuropa glauben mehr Menschen an einen Gott als im Westen des Kontinents.

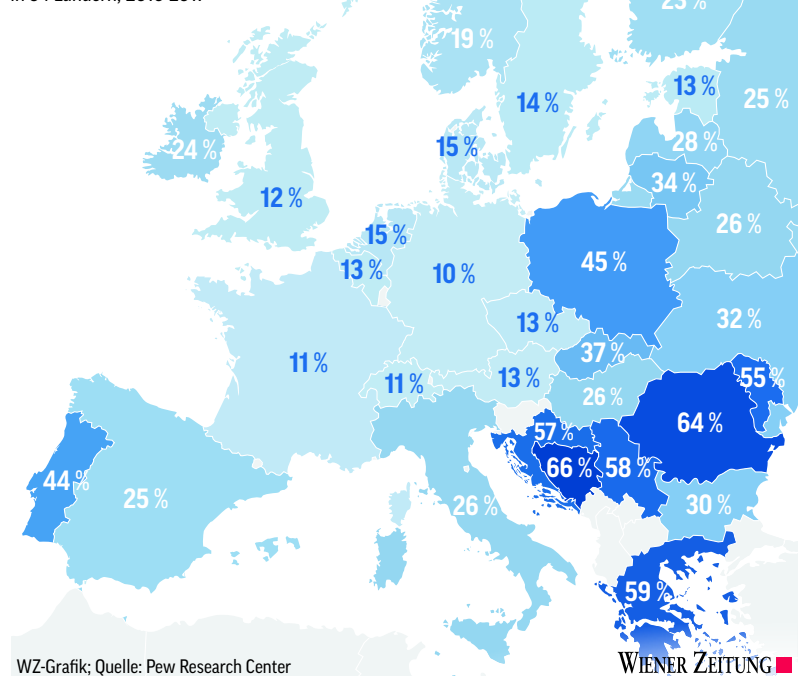
Lateinamerika wird gerne als Beispiel hergenommen, um Europäern vorzuhalten, wie gläubig man in anderen Weltregionen ist. Wie schwach – oder doch stark? – der Glaube in Europa tatsächlich ausgeprägt ist, hat das Pew Research Center erhoben. Die Frage, ob sie an die Existenz eines Gottes glauben, haben nur 10 Prozent der Deutschen und 13 Prozent der Österreicher positiv beantwortet – in Rumänien hingegen waren es ganze 64 Prozent.

Auffällig ist, dass die Gottgläubigkeit in vielen osteuropäischen Ländern höher ist als in Westeu-

ropa. Dies korreliert mit dem Umfrageergebnis, dass der Glaube an Gott insbesondere in wirtschaftlich starken Ländern, etwa mit einem hohen BIP pro Kopf, gering ist. Umgekehrt ist er in vielen wirtschaftlich schwachen Ländern Europas hoch. Ob die Wirtschaftskraft alleine als Erklärung für die so stark unterschiedliche Ausprägung der Gläubigkeit unter den Befragten ausreicht, darf allerdings bezweifelt werden. Wichtige Faktoren sind wohl auch historische Entwicklungen und der Anteil der verschiedenen Religionen an der Bevölkerung.

Anteil der Befragten, die mit absoluter Gewissheit an Gott glauben

Basis: 56.000 Befragte ab 18 Jahren in 34 Ländern; 2015-2017



WZ-Grafik; Quelle: Pew Research Center